

A young boy with light hair, wearing a brown knit cap, a red and white plaid sweater, and a brown scarf, stands in the foreground. He is looking off to the side with a thoughtful expression. In the background, a town with stone buildings and a church spire is visible, set against a hazy, overcast sky.

RAFEL  
NADAL

*Die*  
letzten Tage  
*meiner*  
Kindheit

*Roman*

darauf gekommen bin, wo ich ihn schon einmal gesehen habe. Jetzt bin ich mir sicher: Es war der Mann, der Rossa erschossen hat.«

Mein Herz machte einen Sprung: Rossa war meine Mutter. Sie hieß eigentlich Estrella, aber ihre Freundinnen hatten sie immer Rossa genannt, Blondschoopf. Dieser Spitzname war sicher ein Scherz gewesen, denn meine Mutter hatte nicht nur einen dunklen Teint gehabt, auch ihr langes Haar war so schwarz gewesen wie die finsterste Nacht.

Nachdem die Freundinnen meiner Mutter in ihren Zug gestiegen waren, kam Dani, um uns abzuholen. Wir fuhren zu dritt auf seinem Motorrad nach Hause. Senyora Stendhal duftete nach Rosen. Nach dem Mittagessen hatten die jungen Frauen sie parfümiert und ihr die Lippen geschminkt. Doch nun lachte sie nicht mehr. Während des ganzen Abendessens sprach sie kein einziges Wort. Nur Dani erinnerte sich anscheinend noch an das heitere nachmittägliche Geplänkel mit den jungen Frauen und war bester Dinge. Ich dagegen dachte wie Senyora Stendhal schweigend darüber nach, was die Frau bei unserer Ankunft am Bahnhof gesagt hatte. Mehr als drei Jahre waren vergangen, seit ich den Spitznamen meiner Mutter zuletzt gehört hatte. Vielleicht sind mir Marias Worte deshalb so gut im Gedächtnis geblieben. Noch heute sehe ich die Szene oft vor mir, wenn ich nachts nicht schlafen kann, wie Maria an Senyora Stendhal herantritt und sagt:

»Jetzt bin ich mir sicher. Es war der Mann, der Rossa erschossen hat.«

An der Rückseite des Hauses hatte Senyora Stendhal einen Rosenstock angepflanzt, dessen samtige rote Rosen an einem Spalier über der Küchentür hochrankten. Ein weiterer Rosenstock, mit gelben Blüten, die so prall waren, dass man sie für Pfingstrosen hätte halten können, kletterte am Aufbau des Brunnens empor. Den Ableger dafür hatte ihr der Großvater von der Hecke des Wasserkraftwerks mitgebracht, die im April, wenn sie in voller Blüte stand, wie ein einziges Blütenmeer aussah. Vor dem Haus beiderseits des Kieswegs, der zur Landstraße mit den Platanen führte, waren noch mehr Rosenstöcke: in Weiß, Fuchsia, Orange und Rosa, solche mit zweifarbigen Rosen, in Gelb und Kürbisorange, und solche in allen nur erdenklichen Rottönen, vom dunkelsten Blutrot bis zum zartrötlichen Schimmer einer windigen Abenddämmerung. Senyora Stendhal pflanzte Ableger in Töpfe und Dosen, die sie den Freundinnen meiner Mutter schenkte, wenn diese zu Besuch kamen. Sie sollten sie an uns erinnern. Mit dem Anbruch der schönen Jahreszeit erblühten dann beim Waschbecken in ihrer Wohnung an der Plaça de Sant Pere die Rosen und sorgten dafür, dass die Frauen das leuchtende Farbmosaik von Senyora Stendhals Garten an der Landstraße mit den Bäumen nicht vergaßen.

Jeden Montag und Donnerstag gingen die Frauen aus dem Dorf zum Waschen hinunter an den Kanal. Sie nannten ihn »Sequia«, nur Sabater und Ros, die sich jederzeit daraus bedienen konnten, um die Bäume und Maisfelder ihrer Höfe zu bewässern, sagten »Kanal«, genau wie der Großvater, der heimlich Wasser abzweigte, weil er der Meinung war, der Zugang zum Bewässerungsgraben stehe auch ihm zu. Er sagte immer, früher hätten ihm die Bäume bis hin zum Kanal gehört, bis Sabaters Männer eines Nachts in aller Stille die Grenzsteine versetzt hätten. Daher sei es sein gutes Recht, auch seinen Grund und Boden zu bewässern.

An den Waschtagen ging Senyora Stendhal, sobald wir auf Danis Motorrad in Richtung Schule abgebraust waren, ins Haus, zog die Betten ab, stopfte die Laken zusammen mit der schmutzigen Kleidung in den Zuber, packte ihn und verließ das Haus durch die Gartentür, um zur Waschstelle zu gehen.

In den Ferien begleitete ich sie gern. Vom Haus an der Landstraße war es ein ordentlicher Fußmarsch, zuerst durch die Schonungen und dann querfeldein, immer am Kanal entlang. Sobald die Bäume hinter uns lagen und wir zu den Maisfeldern kamen, konnten wir sehen, wie sich von der anderen Seite des Dorfes her eine Kolonne winzig kleiner Gestalten auf die Waschstelle zubewegte, wie bei einer Prozession. Es waren die Frauen, die durch die unzähligen Terrassengärten herabstiegen, die hinter dem Schulhof am Hang lagen. Alle trugen einen Zuber auf dem Kopf oder unter dem rechten Arm.

Die Waschstelle war ein Steg am Bewässerungskanal. Dort droschen die Frauen mit einem Stück Holz auf die eingeseiften Wäschestücke ein, als wollten sie sie verprügeln. Senyora Stendhal kam immer als Erste und hielt ihrer Cousine, Tante Montserrat, einen Platz frei. Die Ärmste musste jedes Mal Schwerstarbeit verrichten, um die rußgeschwärzte Kleidung ihres Mannes wieder sauber zu bekommen, denn der war der Dorfschmied. An dem Anblick, wie die Frauen die Laken im Wasser des Kanals ausspülten, konnte ich mich nicht sattsehen. Sobald sie die Wäsche eingeseift und mit dem Holzstück gewalkt hatten, hoben sie sie an einem Ende hoch und schlugen sie aus, als wollten sie sie auf dem Wasser ausbreiten, genau wie es der Großvater mit seinem Netz tat, wenn er im Sommer am Fluss auf Barbenfang ging. Sobald die Laken auf der Wasseroberfläche lagen, zog die Strömung sie mit sich fort, bevor sie untertauchen konnten. Wenn die Frauen bemerkten, dass sich der Stoff spannte, holten sie ihn mit einem entschiedenen Ruck wieder ein und wiederholten das Ganze so lange, bis die Kleidungsstücke ausgespült waren.

Am letzten Donnerstag vor Weihnachten ging ich wieder einmal mit Senyora Stendhal zum Kanal. Die Schule war geschlossen, Dani war außerhalb des Dorfes auf Montage, und ich hatte nichts Besseres zu tun. Es war schneidend kalt. Schnee lag in der Luft. Kaum hatten wir das kleine Wäldchen hinter uns gelassen, lagen die Wegesränder sowie die

Luzernen- und Rübenfelder unter einer Schicht von weißem Raureif, der bei den ungewöhnlich tiefen Temperaturen dieses Dezembers den ganzen Tag nicht schmolz. Unterhalb der Waschstelle waren Pfützen, die aussahen wie aus Glas. Ich hockte mich hin und vertrieb mir die Zeit damit, mit einem Stein das Eis kleinzuhacken. Die Frauen vergaßen mich, und ich hörte, wie Tante Montserrat mit bebender Stimme sagte: »Angeblich sind Soldaten aus der Stadt hergebracht worden, um am Pas dels Frares eine Treibjagd zu veranstalten. Heute früh stand die Guardia Civil an der Tür von Sabaters Hof, Polizisten von außerhalb, und in ihrer Begleitung Männer in Zivil.«

Senyora Stendhal verzog abfällig das Gesicht und zerrte vor Unmut so heftig an ihrem Leintuch, dass sie es zerknüllte.

»Sie lassen sie wohl niemals in Ruhe. Nicht mal an Weihnachten! Dani meint, es seien immer mehr Leute in den Bergen, aber das ist nicht wahr ... Sie bringen sie doch alle um.«

Als sie das Laken erneut über dem Wasser ausschlug, glitt es ihr aus den Händen.

»Verdammt noch mal!«, fluchte sie.

Tante Montserrat konnte den Stoff gerade noch rechtzeitig erhaschen. Sie drückte ihrer Cousine einen Zipfel des Lakens in die Hand und schimpfte mit ihr.

»Du musst es schon festhalten, wenn du es nicht verlieren willst!«

Doch als sie Senyora Stendhals tränenfeuchte Augen sah, sagte sie aufmunternd:

»Ein Glück, dass dein Junge nicht da ist. Dass er gerade jetzt einen Lastwagen in die Stadt bringen soll, ist für euch ein Segen! Den Ärmsten da geht es längst nicht so gut«, sagte sie und deutete auf zwei weinende junge Frauen, die bebend am anderen Ende der Waschstelle standen. Seit dem Ende des Krieges hielten sich ihre Männer in den Bergen versteckt und weigerten sich, ihre Waffen niederzulegen, da sie sicher waren, dass Sabater sie würde erschießen lassen, sobald sie auch nur einen Fuß ins Dorf setzten.

Senyora Stendhals trauriger Blick ruhte noch immer auf den beiden jungen Frauen, als Tante Montserrat bemerkte, dass Sabaters Dienstmädchen an sie herangerückt war, um das Gespräch zu belauschen. Sie machte ihrer Cousine ein Zeichen, und beide verstummten.

Auf dem Rückweg zum Haus an der Landstraße drückte ich mich eng an Senyora Stendhal, die noch immer gequält das Gesicht verzog. Von Zeit zu Zeit durchfuhr sie ein Zittern. Sie bemerkte, dass ich sie erschrocken musterte, und bemühte sich, es herunterzuspielen.

»Erst war der Sommer so heiß, dass wir kaum Luft zum Atmen hatten, und jetzt will uns der Winter mit dieser Eiseskälte den Rest geben!«

Dabei bebte sie nicht vor Kälte, sie sorgte sich um den Großvater. Und um Dani, der immer laut herumposaunte, all die Polizisten und Soldaten, die die Berge durchkämmten, seien Handlanger von Großgrundbesitzern wie den beiden Drecksäcken Sabater und Ros.

Bis zum Weihnachtsabend hatte Dani außerhalb des Dorfes zu tun und war daher für die Guardia Civil unerreichbar. Doch mir war in diesem Moment eins klar geworden: Egal, wo er auch war, solange er sich im Krieg befand, konnte Senyora Stendhal nicht im Frieden leben.

Ein paar Wochen nach Weihnachten hielt Dani eines Morgens an, noch bevor wir die Schulforte erreichten. Er lehnte das Motorrad außen an die Schulhofmauer, steckte eine Hand in die Tasche der schwarzen Lederjacke und zog ein Taschentuch heraus. Bedächtig schlug er die vier Ecken zurück und zeigte mir eine goldene Uhr, die genauso aussah wie die in den Zeitschriften, in denen Senyora Stendhal manchmal in der Küche des kleinen weißen Hauses blätterte.

»Streck mal die Hand aus«, forderte er mich auf.

Mit der linken Hand nahm er die Uhr, und mit der rechten zerknüllte er das Tuch und steckte es zurück in die schwarze Lederjacke, wie bei einem Taschenspielertrick. Dann griff er nach meiner linken Hand und streifte mir die Uhr genauso feierlich darüber, wie ich im Jahr zuvor im Internat bei einer Theateraufführung zum Ritter geschlagen worden war.

An diesem Morgen begann die Bolzerei auf dem Schulhof erst kurz vor dem Klingeln. Meine Uhr hatte so viel Aufsehen erregt, dass sich niemand mehr um den Ball scherte. Die Jungen zogen an meinem Arm, um über die Uhr zu streichen, und jede Berührung war für mich wie ein erneuter Ritterschlag. Ich dachte bei mir, dass mich an diesem Tag sicher sogar das Mädchen mit den langen Zöpfen beachtet hätte, auf das Dani ein Auge geworfen hatte. Es war, als wäre ich auf einen Schlag groß geworden.

»Woher hast du die?«, fragte mich der hagere, ständig hustende Lehrer, als er die Uhr sah.

Ich blickte zu ihm auf. Die schwarzen, weit aufgerissenen Augen in seinem schmalen Gesicht wirkten erschrocken.

»Dani hat sie mir geschenkt.«

Ein plötzliches Zittern durchfuhr ihn, und ich bekam Mitleid, denn ich nahm an, dass er noch viel kränker war als sonst. Ich schaute ihn erneut an und sah, wie sein entsetzter Blick in die Ferne schweifte und sich in Richtung der Berge verlor, wie ich es schon so oft beim Großvater gesehen hatte. Dann hustete er und betrat die Klasse.

»O mein Gott!«, klagte er im Fortgehen leise. Da tat er mir noch mehr leid.

Ich mochte den Lehrer. Er war zu allen Kindern nett und las uns oft Geschichten vor, die wir zwar nicht ganz verstanden, aber schön fanden. Einmal hatte ich gesehen, wie er sich im Garten des kleinen Hauses mit dem Großvater unterhalten hatte. Deshalb konnte ich ihn gut leiden, und es machte mich unendlich traurig mit anzusehen, wie ihm an diesem Februartag die Eiseskälte zusetzte und er hustend in die Klasse trittete, während sich die Kinder darum zankten, die Uhr anfassen zu dürfen, die Dani mir geschenkt hatte.

Ich erinnere mich so gut daran, weil ich an diesem Tag zwölf Jahre alt wurde. Senyora Stendhal hatte mir am Morgen an der Tür einen Kuss auf die Stirn gedrückt, mir alles Gute

zum Geburtstag gewünscht und mir dann versprochen, dass sie am Abend Pfannkuchen mit Zucker machen werde, meine Leibspeise. Das war das einzige Gericht, das ich noch aus der Zeit kannte, in der ich mit meiner Mutter an der Plaça de Sant Pere gewohnt hatte.

»Heute Abend beten wir vor dem Essen, um deine Mutter wissen zu lassen, was für ein stattlicher junger Mann in den letzten vier Jahren aus dir geworden ist. Und danach feiern wir«, hatte sie lachend gesagt, als Dani das Motorrad anließ.

Und ich erinnere mich auch deshalb so gut an die Uhr, weil es im Haus an der Landstraße gar nicht lange Zeit zuvor eine Riesenaufregung gegeben hatte, als eines Tages einem Herrn, der die Männer aus der Stadt gelegentlich begleitete, ein Ring mit einem riesigen roten Stein abhandengekommen war, den er stets am Ringfinger der rechten Hand trug. Er hatte ihn mir das eine oder andere Mal unter der Esszimmerlampe gezeigt, wenn er montagmittags mit Ros kam und beim Essen, das Senyora Stendhal für sie gekocht hatte, am Kopfende des Tisches saß. Selbst das spärliche Licht in der Stube rief in dem roten Stein flammende Reflexe hervor. Senyora Stendhal wurde jedes Mal sehr nervös und wollte mich in mein Zimmer schicken, damit ich die Hausaufgaben machte, aber der Herr lachte nur und bat sie, mich bleiben zu lassen.

»Lassen Sie ihn nur, Senyora Annie. Ich zeige ihm in meinem magischen Stein bloß die Hölle. Das wird ihm nicht schaden.«

Und dann wandte er sich zu mir um und sagte zu meinem Entsetzen: »Sieh genau hin, Junge. Das ist die Hölle, in der jetzt alle schmoren, die die heilige Ordnung des Vaterlandes in Brand gesteckt haben!«

Alle lachten, und ich, verängstigt und zugleich gebannt von den Worten des Fremden, dem alle schmeichelten, stierte in die Flammen, die in diesem eigenartigen eingefassten Edelstein an seinem Ringfinger loderten. Da wurde Danis Mutter böse. Sie packte mich am Arm, zerrte mich in meine Kammer und schloss mich darin ein, bis Ros und der Mann mit dem Ring samt ihrem ganzen Gefolge das Haus wieder verlassen hatten.

An dem Montag, an dem er den Ring verlor, herrschte im Haus an der Landstraße große Aufregung. Alle machten sich auf die Suche. Zuerst schauten sie auf dem Waschbecken nach, weil der Fremde meinte, er habe ihn wohl beim Händewaschen abgelegt. Dann wurden Schränke, Schubladen und Vitrinen geöffnet und der Boden unter den wenigen Möbeln der Stube abgesucht. Sie räumten den Büfetschrank mit den Glastüren aus, durchsuchten die Küche und hoben im Flur den Läufer hoch. Doch alles war umsonst; der Ring blieb verschwunden. Senyora Stendhal kam in die Kammer und zog die Betten ab, meins und das des Großvaters, der in der Küche auf der Bank saß und sich in der ganzen Zeit nicht ein einziges Mal gerührt hatte. Ros und der Herr mit dem Ring folgten ihr und halfen, die Laken, Decken und Tagesdecken auszuschütteln, doch es war auf den ersten Blick zu sehen, dass sie darin keine Übung hatten. Selbst wenn der Ring dort gewesen wäre, hätten sie ihn bloß unter einem Berg verknitterter Wäsche begraben. Senyora Stendhal sagte keinen Ton. Die Stimme des Mannes mit dem Ring klang verzweifelt, als er sie leise beschwor: »Suchen Sie gründlich, Senyora Annie! Stellen Sie das ganze Haus auf den Kopf, aber finden Sie meinen Ring. Ich weiß nicht, was ich tun soll, wenn er nicht wieder auftaucht. Am übernächsten Sonntag habe ich in drei Dörfern Firmung.«